

der Konzeption des Gesamtstaates“ festgehalten (S.117), auch wenn widerstreitende Nationalismen immer stärker in den Vordergrund drängten. Obgleich bekennender „Schleswig-Holsteiner“ (S.123) hat Storm sein Verwurzelt-Sein in beiden sprachlichen und literarischen Räumen – und dabei insbesondere die Bedeutung Andersens für ihn – immer als etwas Selbstverständliches behandelt.

Den Spuren, die Detering aufzeigt, lässt sich immer noch nachgehen. So beschließt den Band ein „kulturhistorischer Spaziergang durch das ‚skandinavische‘ Kiel“ (S.139–168). Überraschend ist, dass ungeachtet der Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs zahlreiche Stätten nachweisbar sind und sich Bilder hervorrufen lassen, die an eine lebhafte Zeit erinnern, in der „einige der bedeutendsten skandinavischen Schriftsteller der Epoche in Kiel lebten“ (S. 7) und dass Enge und Überschaubarkeit der Stadt „nicht nur an der Universität, sondern in bemerkenswertem Umfang auch beim städtischen Publikum“ ein ganz besonderes Klima „fremdenfreundlicher Neugier“ förderten (S. 76).

Wolf Werner Rausch

Adelheid M. von Hauff (Hg.), *Frauen gestalten Diakonie. Band 2: Vom 18. bis zum 20. Jahrhundert.* Stuttgart, Kohlhammer Verlag 2006, 563 S. ISBN 3-17-019324-4

Dieser Sammelband von Lebensbildern höchst unterschiedlicher Frauengestalten der jüngeren Diakoniegeschichte ist empfehlenswert. Der ansprechende Einband, der vor einem mittelblauen Hintergrund zwölf der im Buch behandelten 35 Frauen auf kleinen Schwarz-Weiß-Abbildungen präsentiert, und ein Blick auf das Verzeichnis der Damen (welche in chronologischer Reihenfolge vorgestellt werden) verführen zum Lesen. Erzeugen Namen wie Florence Nightingale, Elsa Brandström, Elly Heuss-Knapp oder Bertha von Suttner unvermittelt den Wiedererkennungseffekt, so mag der nicht unerhebliche Anteil von Adligen wie Juliane von Krüdener (eine schillernde Persönlichkeit, deren Lebensgeschichte sich als Einstieg sehr empfiehlt!), Königin Katharina von Württemberg, Mathilde Gräfin von der Recke-Volmerstein oder Adeline Gräfin Schimmelpenninck erstaunen. Einige Frauen, in erster Linie jene ausländischer Herkunft wie die Finnin Mathilda Wrede, die Slowakin Kristína Royová oder die Amerikanerin Clara Barton sind hierzulande vermutlich eher unbekannt. Beim ersten Sichten fällt die optisch gelungene Seitengestaltung ins Auge. Außerdem erweisen sich Anmerkungen so-

wie Quellen- und Literaturangaben für weiter führende Studien in den meisten Fällen als sehr förderlich.

Den Biographien geht ein Vorwort voraus, das das traditionelle Bild der Diakonisse aufzeigt. Es folgt das Geleitwort der Herausgeberin. Dabei sollte der an Frauenviten interessierte Leserkreis den langatmigen Vorspann (S. 10–12), dem ein nicht unbedingt glücklich gewähltes, zudem gekürztes Dilthey-Zitat vorangestellt wurde, vorerst außer Acht lassen. Dagegen bietet die „Hinführung zu den Biografien“ (S. 12–15) einen ausgezeichneten Überblick über die gesamte Bandbreite der in diesem Werk vorgestellten Frauen. Aufschlussreich ist zudem der sich anschließende Aufsatz „Frömmigkeit und autonomes Handeln“ von Elisabeth Moltmann-Wendel als Einführung in die Rolle der karikativ engagierten Frau.

Unter den ersten Vitae erweisen sich die Biographien der von Erweckung und Mystik beeinflussten, politisch orientierten Predigerin, als eine Pionierin der Inneren Mission bezeichneten Barbara Juliane von Krüdener (1764–1824) und der Britin Elizabeth Fry (1780–1845), einer Vorkämpferin im Bereich der Betreuung und Schulbildung verwahrloster Kinder der sozialen Unterschicht, der Verbesserung der Zustände in englischen Waisenhäusern, der Einrichtungen für geistig Behinderte sowie einer humaneren Behandlung von weiblichen Gefängnisinsassen als äußerst spannend. Gleichermaßen lesenswert sind die Lebensläufe der Pädagogin, Sozialpolitikerin und Ehefrau von Theodor Heuss, Elly Heuss-Knapp (1881–1952), der Schwedin Elsa Brandström (1888–1948), die – berühmt als Engel von Sibirien – ihr Leben in den Dienst an Kriegsgefangenen, Kriegswaisen oder Immigranten stellte, und schließlich die Biographie der Mitgründerin des Deutschen Müttergenesungswerks, Antonie Nopitsch (1901–1975), die sich als engagierte Vertreterin in der Synode der EKD für Themen wie „Stellung und Arbeitsmöglichkeiten der Frau in der Kirche“ stark machte.

Eine nähere Betrachtung muss sich in diesem Rahmen auf die drei Frauen aus dem nordelbischen Raum – Amalie Sieveking, Elise Averdieck und Adeline Gräfin Schimmelmann – beschränken.

Inge Grolle stellt die Hamburgerin Amalie Sieveking (1794–1859) vor. Zweifellos zählt Sieveking als Lehrerin, theologische Schriftstellerin, Gründerin des ersten deutschen „weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege“ zu den Protagonistinnen der norddeutschen Diakoniegeschichte. Hineingeboren in eine angesehene Kaufmannsfamilie, mit 15 Jahren Vollwaise, musste Amalie früh für sich Verantwortung übernehmen und nach ihrer Lebensaufgabe zu suchen. Diese fand sie in der Gründung einer Mädchenschule für Töchter der Hamburger Bürgerschicht sowie im Unterrichten an einer

kostenfreien Schule für Mädchen aus sozial schwachen Familien. Bereits damals zeichnete sich die Verbindung zweier Leitlinien im Wirken Sievekings ab: für sie gehörte zum Dienst am Nächsten gleichzeitig der pädagogische Aspekt, wobei die engagierte Christin selbst für neue Aufgaben stets offen war (S. 122). Sievekings Glaube, durchaus nicht immer felsenfest, bot ihr dennoch die Basis für ein Leben, das von einer unverheirateten Frau aus dem Bürgertum Mut und Durchhaltevermögen erforderte. Eine Frau als Herausgeberin eigener theologischer Schriften erntete keineswegs nur Bewunderung; ihr Dienst im Cholera-Hospital (1831) wurde von den Ärzten anfangs mit Skepsis betrachtet, die Idee einer „Verschmelzung der Klassen“ (S. 125) in ihrem Verein für Armen- und Krankenpflege musste sie ebenso aufgeben wie den Traum der Gründung eines Schwesternordens. Amalie Sieveking schaffte es trotzdem, ihr Leben als glücklich, erfüllt und erfolgreich anzusehen. Ausgezeichnet gelingt es der Verfasserin zu veranschaulichen, wie sich Sieveking zielstrebig und konsequent lebenslang Mitmenschen in Not widmet.

Ruth Albrecht beschäftigt sich mit Elise Averdieck (1808–1907), Hamburgerin auch sie, 20 Jahre in St. Georg (damals Vorstadt) Lehrerin an der von ihr ins Leben gerufenen Jungenelementarschule, Mitarbeiterin der Sonntagschule, Autorin von Kinder- und Jugendliteratur, Krankenpflegerin, Gründerin und Leiterin des ersten Hamburger Kranken- und Diakonissenmutterhauses „Bethesda“. Die Verfasserin beweist, dass die Einstufung Averdiecks als „nicht zu den prominenten Gestalten“ (S. 200) der Hamburger Diakoniegeschichte zählenden Frau ihrem unermüdlichen Schaffen nicht angemessen ist. Es konnte ihr, die sich selbst als „Bethesda-Mutter“ (S. 206, s. Anm.) bezeichnete, keine Vorreiterrolle in der Diakonie zugeschrieben werden, weil in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts entsprechende karitative Einrichtungen bereits existierten. Ganz hervorragend zeichnet Albrecht Averdiecks Lebensweg in ihr gesellschaftliches (St. Georg als sozialer Brennpunkt am Rande einer florierenden Handelsmetropole) sowie geistliches Umfeld (von Haus aus lutherisch, familiär geprägt, aber lebenslang fest eingebunden in den von der Erweckung erfassten Freundes- und Mitarbeiterkreis um ihren Konfirmandenpastor, Ratgeber und Beichtvater Johann Wilhelm Rautenberg) hinein. Nach Erfahrungen im Pflege- und Unterrichtswesen, eines Tages unvermittelt erfüllt von „inniger Jesusliebe“ (S. 204) und tiefem Gottvertrauen, das zuweilen an Gottergebenheit grenzte (S. 203, 209, 216), dehnte sich ihr soziales Engagement zunehmend aus. Den Höhepunkt ihres Lebenswerkes bildet die Gründung einer Pflegestation 1856, aus dem sich das Krankenhaus Bethesda entwickelte und dem Averdieck 1860 ein Diakonissenmutterhaus angliederte. Dabei hielt sie regen Kontakt zu gleich gesinnten Zeitgenossen wie Johann H. Wichern, Ama-

lie Sieveking, dem Theologen Karl W. Gleiss sowie Theodor Fliedner und dessen Frau Caroline in Kaiserswerth. 1881 legte sie ihr Amt als Leiterin von Bethesda nieder; die Tracht einer Diakonisse trug sie bis an ihr Lebensende. Worin lag das Besondere dieser Frau? Albrecht schlägt mehrere Deutungen vor: Zum einen ihr Charisma: „Bethesda war durch seine Gründerin geprägt“ (S. 217f); zum anderen ihr weibliches Organisationstalent, denn in ihrer Arbeit ließ sich Averdieck – zweites Kind unter 12 Geschwistern – vom Bild der Großfamilie leiten: „Sie sah sich vor allem als Mutter und forderte dieses Verhaltensmuster auch von anderen Diakonissen gegenüber den von ihnen betreuten Armen“ (S. 219). Zum dritten betont Albrecht im Zusammenhang mit einem höchst interessanten Ausblick auf die Geschlechterforschung: „Sie setzte ... einen deutlichen Akzent, als sie keinen Mann in ebenbürtiger oder übergeordneter Stellung zur Leitung Bethedas heranzog“, ergänzt aber: „... ein Faktum, das zwar auffällt, jedoch nicht einzigartig ist“ (S. 218). Die Verfasserin konstatiert, dass in Bezug auf Averdiecks Rolle als Frau noch reichlich Klärungsbedarf bestehe, verweist u. a. auf einen Vortrag von Inge Mager, in dem sich diese mit Averdieck und Sieveking im Rahmen der Hamburger Erweckungsbewegung auseinandersetzt, und schließt mit Vorschlägen für künftige Forschungen.

Abenteuerlich klingt das Leben der Adeline Gräfin Schimmelmann (1854 geb. auf Schloss Ahrensburg in Holstein; 1913 gest. in Hamburg Eppendorf), das Jörg Ohlemacher skizziert. Es ist der Zufall, der die ehemalige Hofdame der deutschen Kaiserin Augusta 1886 auf Rügen zum Einsatz im Bereich christlicher Diakonie führte. Durch spontanes Mitleid beim Anblick Hunger leidender Fischer, später durch Sorge und Fürsorge für Seeleute fern der Heimat fand die Gräfin zu ihrer – für eine Adlige im 19. Jahrhundert ungewöhnlichen – Lebensaufgabe. Dabei war Schimmelmanns karitatives Wirken von Anfang an mit dem christlichen Missionsgedanken verbunden: Andachten in den von ihr gegründeten Seemannsheimen in Göhren auf Rügen (1887 eingeweiht) und auf der kleinen Ostseeinsel Greifswalder Oie (gegr. 1889), seelsorgerische Gespräche mit den Seemännern, Bibelstunden, das Singen von Kirchenliedern und das Verteilen religiöser Traktate gehörten zu ihrem Tageslauf. Adeline reiste bald per Schiff in zahlreiche Ostseehäfen, schließlich zu einer mehrmonatigen Vortragsreise in die Vereinigten Staaten. Plastisch schildert der Verfasser, wie Schimmelmann durch ihr Handeln viele Mitmenschen faszinierte, aber in Adelskreisen, insbesondere bei ihrer eigenen Familie, Empörung hervorrief. Weniger gelungen ist sein Versuch, den theologischen Grundgedanken der Gräfin zu erklären, den sie selbst wiederholt zusammenfasst in Sätzen wie: „Sucht keinen andern Weg zum Heil als das Blut Christi“ (S. 402). Ohlemacher stellt zwar gut nachvollziehbar die persönliche Relevanz des Abendmahls für

Schimmelmann sowie die Verbindung zu lutherischem Gedankengut her, grenzt ihre Position gegen Theologen ähnlicher Couleur ab und endet konsequent mit der Aussage, dass ihre Glaubensgewissheit auf der Vorstellung „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde“ (S. 405) basiert. Leider fehlt aber jeglicher Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen Glaubensverständnis und praktischem Handeln.

Was dem vorliegenden Werk fehlt, ist eine abschließende Würdigung dieser Frauen im Dienste der Nächstenliebe. Zwar endet das Buch mit einem Highlight, der Biographie von Brigitte Schröder (1917–2000), Urheberin des Frauen- und Familiendienstes (FFD), Gründerin der Evangelischen und Ökumenischen Krankenhaus- und Altenheimhilfe (EKH), Lokalpolitikerin und Politikergattin. Ebba Hagenberg-Miliu findet adäquate Sätze zu ihrer Wertschätzung: „Brigitte Schröder, die frühere ‚höhere Tochter‘, der die gewünschte Ausbildung verwehrt blieb, erarbeitete sich das Rüstzeug dafür alleine Schritt für Schritt: ... da fand ... eine einzelne Frau andere Frauen, die sich anstecken ließen. Und gemeinsam bauten sie ein neues Haus der Diakonie“ (S. 563). Aber außergewöhnlichen Einsatz hat nicht nur Brigitte Schröder gezeigt, sondern auf spezifische Weise jede einzelne der 35 Frauen. Bedauerlich ist zudem, dass die in einigen Beiträgen angeschnittene Frage nach dem Selbstverständnis jener Frauen nicht hinreichend akzentuiert wird. Mag eine Einschätzung aus der Perspektive des 21. Jahrhunderts, wo uns manches Handeln längst nicht mehr spektakulär vorkommt, auch schwierig sein, so sollte man die Stärke jener Frauen angesichts all dessen, was – oft unter widrigen Umständen – von ihnen bewegt worden ist, für nicht gering erachten und ihnen das auch bescheinigen.

Barbro Lovisa

Peter Stolt, *Liberaler Protestantismus in Hamburg 1870–1970 im Spiegel der Hauptkirche St. Katharinen*. Hamburg, Verlag Verein für Hamburgische Geschichte 2006 (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs 25), 373 S., zahlr. Abb. ISBN 3-935413-11-4

„Mutig, klug und schön“ – mit diesem Motto wirbt die Hamburger Hauptkirche St. Katharinen gegenwärtig für sich. Gänzlich unbegründet erscheint solches Selbstbewusstsein nicht, denn tatsächlich ist Peter Marquardts 1656–1657 geschaffene, markante Turmhaube von St. Katharinen aus der Silhouette der Hansestadt nicht wegzudenken, und mit Lessings lutherisch-orthodoxem Antipoden Melchior Goeze (1717–1786) hat ein Katharinen-Hauptpastor sogar Eingang in den deutschen Bildungskanon gefunden. Die Ge-